

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

[Beiträge]

[urn:nbn:de:bsz:31-338847](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:bsz:31-338847)

# Herr und Knecht

von F. Schröngamer-Heimdal  
Passau-Haidenhof.



Der höchste Bauer im Böhmerwald ist der Wölfel in der Wolfau.

Sagen's die Namen schon, daß da seit Urzeiten Wildwuchs wuchert, Wildtiere äßen, Winterstürme wüten.

Zwar, die Wölfe und Bären, die Luchse und Wildkafen sind auch hier oben in der Wolfau längst ausgerottet. Geblieben ist nur der Name und der Wölfel selber als Nachfahre eines Geschlechtes von Kohlenbrennern, die hier die Wildnis gerodet und dem steinigen Berghang eine karge Hutweide für ein paar magere Kühe und für sich selbst eine kümmerliche Ackerndahrung abgerungen haben.

In kurzen, wettertobenden Sommern gedeiht hier oben nichts als Erdäpfel, Kraut und ein wenig Hafer als Brotfrucht. Der Wiesenhang ist einmähdig und schon strohdürr, wenn der Wölfel und sein Knecht zum Mähen ausrücken. Bei jedem dritten Hieb müssen sie wecken, bei jedem zwölften dengeln, weil der Bürstling und die versteckten Steine jede Schärfe lähmen. Wenn sie mit dem Mähen fertig sind, können sie mit ihren Sensen Holz sägen, so voller Scharfen und Kanten sind sie geworden.

Vor ein paar Jahrlein ist's dem Wölfel noch gut gegangen, so gut, daß er mit keinem Hofbauern im Schmalztobel drunten, wie man die fetten Talgründe heißt, getauscht hätte. Da ist er im Sommer in den Staatsforst gegangen, als Rottenmeister und Waldaufseher, im Winter hat er dann mit seinem Ochsein gefuhrwerkelt, während der alte Hannes, der Knecht, daheim die Wirtschaft besorgte. Da hat denn der Wölfel alljährlich auf Lichtmeß seinen Knecht rechtschaffen entlohnen können, und ihm selbst ist auch noch ein Strumpf voll blanker Taler geblieben.

Wenn ich im Sommer auf kurze Urlaubstage in die geliebte Heimat fahre, ist einer meiner ersten Gänge jedesmal zum Wölfel in die Wolfau hinauf.

Da sitze ich erst eine Weile auf einer Steinhalde und halte Schau in die weite Welt hinaus,

die aus duftigen Fernen blaut. Dann schaue ich mir das Gewese auf der Wolfau selber an. Es ist noch der alte Wildwuchs wie in meinen Knabenzeiten. Brombeerranken kriechen üppig in das dürre Haberfeld hinein, im Krautacker behaupten Heidelbeerbüsche ihr uraltes Heimatrecht, aus dem Erdäpfelacker ragen Granitblöcke wie von Vorzeitriesen hineingeschleudert. An den Steinhalden hin ziehen sich die Haselstauden mit faustgroßen Fruchtknäueln, reife Erdbeeren laden lockend und verführerisch aus sonnigen Mulden, und von der einmähdigen Wiese her duften Arnika und Heidekraut um die Wette, diereil der heimtückische, sensenmordende Bürstling auf neue Untaten sinnt.

Inmitten dieser sommerprächtigen Waldwildnis steht das Wölfelhäusl mit seinem Holzschrott und den windschiefen Schuppen und Scheuern wie eine verwunschene Märchenheimat. Man merkt es dem sonnenbraunen Holzgebälk mit den winzigen Fenstern noch heute an, daß es ehemals nur ein Unterschlupf war für Kohlenbrenner. Wie das Gewerbe allmählich verfiel, ist aus der Köhlerhütte ein Berghöfl geworden und der Wölfel der höchste Bauer im Böhmerwald.

„Das schönste Höfl im Lande hab ich“, behauptet mir der Wölfel auf der Hausbank beim Plauschen. „Alle Augenblick steigt ein Maler daher und färbelt es auf die Leinwand. Wenn ein Sommerfrischler auf dem Gangsteig vorbeigeht, knipst er das Höfl und mich dazu mit meiner Tabakspfeifen. Und du selber, du Spitzbub, hast hinter meinem Rücken ein Gedicht gemacht auf das Höfl und mich. Hab's schon gelesen im Wochenblatt, du Schlanke!“

„Ist schon recht, Wölfel, alter Haudegen. Wie's dir sonst geht, möcht ich wissen, jetzt in dieser lausigen Notzeit. Die spürt man ja bei uns in der bayrischen Ostmark am allermeisten.“

Der Wölfel spuckt in weitem Bogen auf die einmähdige Wiese, mitten in den Bürstling hinein.



„Fehlt sich nichts“, sagt er. „Vor dem Finanzamt haben wir unsere Ruh. Vorigen Winter war einer zum Pfänden gekommen wegen der rückständigen Steuern, verstehst? Bleibt der Lalli nicht in einer Schneegwaden stecken, bis zum Hals herauf! Ein paar Stunden haben wir ihn schnäbeln lassen, nachher haben wir ihn ausgeschaufelt, ich und der Hannes, und das wie! Der muß heut noch blaue Flecken haben von unsern Schaufelstößen. Der kommt nimmer!“

„So, So“, sage ich bedächtig, „das war also sozusagen eine Radikalkur.“

„Jarwoi. Der weiß, wie er dran ist. Seit wir in der Früh und zum Nachtmahl bloß mehr eine Hafersuppe und zum Mittagessen Kraut und Erdäpfel haben, brauchen wir auch keinen Doktor und keinen Bader mehr, ich und der Hannes.“

„Ja, ja“, sage ich anerkennend, „die Nüchternheit und die Mäßigkeit die erhalten den Menschen gesund. Man weiß ja eh nicht, von was man fett wird.“

„Fett?“ rebelliert der Wölfel und rekt seine hagere Gliedmaßen, daß die Gelenke knacken. „Fett werden wir nicht da heroben, und von uns wird auch niemand fett, am wenigsten der Notar.“

„Der Notar! Wieso der?“ frage ich verwundert. „Willst etwa schon übergeben und wem?“

Der Wölfel schüttelt das hagere Haupt und meint: „Das verstehst du nicht aufs erstmal, das muß ich dir ausdeutschen. Der Notar nämlich, der Bazi, hat uns nicht verbrieft wollen. Und warum? Weil ich die sündteuren Gebühren nicht hab bücheln können. Jetzt haben wir's anders gemacht, ich und der Hannes. Nämlich mit drei Kreuzeln im Kalender, weil ein jeder schon das Schreiben verlernt hat da heroben auf unserer Höh.“

„Ha, Wölfel, wie kommst denn du dazu, daß du dem Hannes, deinem Knecht, den Hof verschreiben lassen willst?“

„Das muß ich dir eben ausdeutschen. Nämlich das kommt von der neuzeitlichen Wirtschaftsweise, oder vom bargeldlosen Zahlungsverkehr, wie man allerweil liest im Wochenblattl.

Wie ich dem Hannes zwei Jahr lang den Lohn hab nimmer zahlen können, hab ich zu ihm gesagt:

Hannes, hab ich gesagt, das mag ich nimmer. Meiner Lehtag bin ich niemand nichts schuldig geblieben. Weißt was? Ich laß dir jetzt den Hof zuschreiben. Nachher bist du der Herr und ich der Knecht. Weil aber der Notar nit mögen hat wegen dem Diridari, den ich nit gehabt hab, haben wir einfach im Kalender drei Kreuzel gemacht, und der Hannes ist Bauer gewesen und ich der Knecht. Natürlich hat mir der Hannes den Lohn so wenig zahlen können wie ich ihm. Wie also zwei Jahrlein herum waren, sagt der Hannes zu mir: Wölfel, sagt er, das mag ich nimmer. Meiner Lehtag bin ich niemand nichts schuldig geblieben. Weißt was? Ich schreib dir jetzt im Kalender den Hof wieder zu mit drei rechtschaffenen Kreuzeln. Nachher bist du wieder der Bauer und ich der Knecht. Mir ist's recht, weil's ja wurscht ist, ob ich dem Hannes oder der Hannes mir den Lohn schuldig bleibt. Zahlen kann ihn keiner, und so wechseln wir alle zwei Jahr ab, einmal ist der Hannes Bauer, einmal bin's ich. Jetzt ist die Reih wieder an mir, jetzt bleib ich den Lohn wieder schuldig. Siehst und das Schönste dabei ist, daß einer dem andern nichts vorwerfen kann, weil einer dem andern allerweil gleich schuldig ist. Und auf die Weis' sind wir allerweil quitt. Null von Null hebt sich auf.“

„Wölfel“, sage ich ergriffen und dennoch ein jubelndes Auflachen verbeißend, „ihr zwei, du und der Hannes sind die klügsten Köpfe von der Welt. Eure Weisheit muß in die Zeitungen, in allen Jungen soll sie klingen, über den ganzen Erdball hin muß sie von Haus zu Haus fliegen und jedes Herz entzünden. Denn ihr zwei habt das Allerweltsproblem auf die einfachste, ehrlichste und rechtschaffenste Weise gelöst. Wölfel, paß auf, das nächstemal wirst du Reichkanzler und dein Knecht Außenminister. Denn ihr zwei habt das politische und wirtschaftliche Pulver erfunden, wenn ich mich so ausdrücken darf. Dein Name, Wölfel, wird einst zu den Sternen erhoben sein. Wirst sehen, Wölfel, wirst sehen.“





# Gräfin Eugenie von Hohenzollern-Hechingen

Von Konrad Pflumm

Die flehenden Klänge des „libera me“ vererbten in der hochwölbigen Stiftskirche zu Hechingen. Die Geistlichkeit wandelt um den Altar zur Sakristei, die Gläubigen treten aus dem Gotteshaus. Es war ewiger Jahrtag für Fürstin Eugenie. Von der lorbeerbeschnittenen Lumba löste sich ein Wehrauchschwaden. Aus der Fürstengruft selbst scheint er zu steigen: „libera me Domine!“ Mir will es nicht in den Sinn. Auf meine Lippen stiehlt sich ein Gebet: „Bitte für uns, hochselige Fürstin Eugenie!“ Von wem so viele von den Werken aufgezeichnet sind, nach denen der Richter am jüngsten Tage fragen wird, von wem der Chronist am Todestag niederschreiben konnte: „am 1. Sept. 1847 früh um 6 Uhr entschlief der ‚Engel in Menschengestalt‘, die edle Fürstin Hortense, Napoleone, Eugenie zu Leuchtenberg und Eichstädt“, der verdient eher, daß wir seine Fürbitte anflehen, als ein Gebet um Seelenruhe. Das wollte ich mir selbst beweisen, indem ich mich an die Orte ihres Erdenwandels versetzte und das Bild ihres Lebens entrollte.

Nicht allzuweit von dem herrlich am Fuße der Albberge und des Hohenzollern aufgebauten Landstädtchen Hechingen, träumt unter dem Schatten wuchtiger Kastanien, umrauscht von hochragenden Fichten und Gebüsch das Jagd- und Lustschloß: Lindich. Dorthin pilgerte ich mit der Kamera, um das altehrwürdige (1742) Schloßchen im Biedermeier-Stil, im Bilde festzuhalten. Von der Treppe der Nordseite versetzte ich mich zurück zum 3. Juni 1826. Da hockeln in den späten Nachmittagsstunden von Hechingen her zwei berittene Jäger, und hinter ihnen wippen Reiter der Bürgergarde auf und nieder. Dann rollt eine Kutsche im Zug und drin blickt ein stattlicher Herr freudestrahlend in die Gegend und gibt einer jungen Dame im rosa Biedermeier-Kleid Erklärungen. Die Unterwiesene schaut kindlich-heiter aus ihren großen schlehblauen Augen. Unter dem Biedermeier-Hut quellen tiefblonde Seidenhaare hervor und schaukeln in Spirallocken gegen ihre blassen, vom frischen Windhauch geröteten Wangen. Freude und Erwartung leuchtet über ihr Gesicht und läßt die Empfindung eines himmlischen Glückes ahnen. Das junge Paar zieht in sein Erbprinzenheim, den Lindich. Am 22. Mai hatte der Bischof von Eichstädt in der Schloßkapelle die Stola über die Hände der 18jährigen Prinzessin und des 25jährigen Erbprinzen gelegt und ihren Lebensbund gesegnet.

Ich wandere vor das Schloß. Es ist einen Tag später, der 4. Juni. Da bewegt sich der gleiche Zug ostwärts durch den Tunnel der schattenden Linden zur Residenzstadt. An ihrem Eingang lauscht ein Rundbau aus dem Park. Von hier wollen die hohen Herrschaften zum

feierlichen Empfang aufs Rathaus fahren. Jubeln, Jauchzen, Böllerschüsse, Musik, Glockengeläute — und ein: halt! 24 Jünglinge spannen die Rosse aus, legen die Stricke über die Schulter, ziehen die künftige Landesmutter und ihren Gemahl auf den Marktplatz. Jubelnder Empfang, Ansprachen, Gedichte. Und Knaben tragen Lampions mit Buchstaben, die zusammen den verehrten Namen Eugenie ergeben. Der Einzug der Erbprinzessin erfüllte einen lang gehegten Wunsch des Volkes. Nie hatte es seit über 25 Jahren eine Landesmutter gesehen. Die Gemahlin des Fürsten Friedrich weilte nur kurze Zeit in der Residenz. Es war ihr zu enge, und sie verlebte ihre Tage in Prag, und dann von ihrem Gatten getrennt in den rauschenden Freuden Wiens.

In der Natureinsamkeit des Lindichs begann ein anmutiges Hofleben. Friedrich Wilhelm Konstantin hatte seinen Erzieher, den Oberhofmeister von Croufaz, die Prinzessin ihre mütterlich verehrte Erzieherin, Freifräulein von Nieg, ihr Kammerfräulein v. Bacherle und die Gräfin von Reischach mitgebracht. So sah das Paar neben neuen die vertrauten alten Gesichter um sich. An Unterhaltung fehlte es nicht. In dem Park und im Hasanwald gab es Hochwild zu jagen und Spaziergänge zu machen. Handarbeiten, Sticken, Blumenmalen, Theaterspielen, Lektüre und Briefeschreiben, abends Gesellschaft, füllten den ganzen Tag, und nicht einmal im einsamen Winter wurde es langweilig. Oft setzte sich Eugenie ans Spinett, denn Musik liebte sie wie der Erbprinz, der selbst Nennenswertes komponierte, leidenschaftlich. Durch sie hat Hechingen europäischen Ruf in der Musik bekommen und den Ehrennamen „das orphische Hechingen, wo es stets wie Aolsharfe tönt die milde Lust durchrauscht“. Den Konzerten der Hofkapelle und des Sängerkhore wohnte sie nicht nur selbst bei, sie wirkte auch im Gesang mit. — — —

Ich stehe vor dem Portal. Das Landvolf kam fleißig auf den Lindich und wollte die künftige Landesmutter sehen. Wie oft mag sich da Eugenie auf dem Balkon da oben gezeigt haben, wie mag ihr zugejubelt worden sein! Die neuen Hofbediensteten lernten sie bald schätzen, ehren und lieben, denn oft waren sie in dem bordeaurroten Salon mit der Plüschtapete zum Zirkel um sie versammelt. Mit dem Morgengebet, das sie kniend auf dem Betstuhl der Kapelle verrichtete, begann ihr Tagewerk. Dann hörte sie dort die Messe, und zur Adventszeit begab sie sich wohl schon in nachtdunkler Morgenfrühe zum Korateamt nach Hechingen. — — —

Mit heiligem Schauer trete ich nun in die schlichte Kapelle im Erdgeschoß. Ein Hauch der





Villa Eugenia, Residenz des letzten Fürsten von Hohenzollern-Hechingen

Mystik weht mich an. Meine Augen wandern über das Deckchen auf dem Betpult. Gestickte Passionsblumen schlingen sich um das Kreuz. Auf dem Altar trauern die Leuchter ohne Kerzen um die erloschenen Flammen, der Weihwasserquast, das Löschhörchen hängt an der Wand, als hätte es eben die Hand des Lakaien dem tragenden Nagel überlassen. Sinnend, schauend schlendere ich durch alle Gemächer hinter der Führerin, bewundere die kunstvollen Fayenceöfen, die bald säulenförmig sind, bald Obeliskendarstellen, bald massiv, bald von durchbrochener Arbeit; wahre Kunstwerke. Ich wandle über eingelegte Böden, an eingelegten Tischen vorbei, stehe unter dem fein-gearbeiteten Kronleuchter des Tanzsaales, schraube meine Blicke hinauf zu dem lichtdurchzitterten Helm unter dem Dach, von wo einst wie aus Himmelsböhen „ätherische“ Musik herunterflutete. Manches vermisst der moderne Mensch der Technik, der Bequemlichkeit und der Hygiene. Kein lästiger Ruchgeruch durchzog die Räume. In einem der Kavalierrhäuschen zwischen den Kastanien hantierte der Küchenmeister. Kein Wasser ist in die Gemächer geleitet, und doch sandte der Wasserturm vom Martinsberg es reichlich und ließ Brunnen rauschen und springende Quellen niederplatschen. Noch zeugen zerstreute Bundsandsteintrümmer von ihrer Pracht. Für Kronleuchter und Kerzen haben wir heute auch nur noch ästhetisches Interesse.

Für die Dauer ward es auf dem Lindich zu enge. Der Erbprinz mußte auch den Regierungsgeschäften nähergebracht werden. Der Rundbau am Eingang der Residenz ward zum Wohnsitz erwählt. Während ein Anbau durchgeführt wurde, begab sich das Erbprinzenpaar in das Sonnenland Italien. 1½ Jahre weilten sie dort. Da tauchten vor Eugenie lebhaftere Erinnerungen an ihre Jugendzeit auf. In Mailand hatte sie ja als zweite Tochter des Vizekönigs Eugen Beauharnais, eines Adoptivsohnes Napoleons I., am 23. Dezember 1808 das Licht der Welt erblickt. In Mantua schwebten ihr die traurigen Tage des Zusammenbruchs der Königsherrschaft (1814) und die entbehrungs-

reiche Reise nach München zum Großvater mütterlicherseits, König Maximilian Josef, vor. Die folgende Zeit im naturherrlichen Herzogtum Leuchtenberg-Gießstädt, das für ihre Eltern gegründet worden war, und die Besuche in München und der Aufenthalt in Ismaning brachten wieder Licht in das dunkle Gemälde. Und dann Italien. Florenz mit seinen Kunstschätzen, die grünen Fluten des Arno, die leichtgeschwungenen Brücken, die Ewige Stadt mit dem ewigen Dom, die Kunstdenkmäler, die Audienz bei Gregor XVI., ein Besuch der Katakomben, das blaue Meer von Neapel, alles beeindruckte Eugenie aufs tiefste. Durch ihren Liebreiz bezauberte sie alle in den Salons. Dennoch nagte eine Sehnsucht nach der stillen Einsamkeit und Naturnähe des Lindichs und Hechingens an ihrer Seele. „Nur in Hechingen kann ich Rom vergessen“, wälzte sie beim Einzug in das Schloßchen, das von da bis auf den heutigen Tag den Namen „Villa Eugenia“ führt, den Druck des Heimwehs vom Herzen. — — —

Jetzt konnte sich ihr tugendhaftes Wesen zur lieblichsten Blüte entfalten. Die Errichtung eines Gewächshauses und die Berufung eines Kunstgärtners aus Leipzig zeugen von ihrer Liebe zu den Blumen. Der Park „Fürstengarten“ wurde durch Geländezukauf erweitert. 1838 verschied Fürst Friedrich Hermann Dtto. Eugenie war Landesmutter, und reichere Mittel standen ihr zur Verfügung. Das Glück, selbst Mutter zu werden, und dem Lande einen Thronerben zu schenken, blieb ihr versagt. Schwer, doch gottgegeben, fand sie sich darein. Da sie aber die Kinder gar so sehr gern hatte, gründete sie das „Kinderhaus“ und begann es 1839 mit 60 Insassen. Dort verbringt sie täglich mehrere Stunden. Mit einem Schiebklärtchen fährt sie oft die Kleinen im Garten umher oder trägt sie „Huckepack“ und läßt die Zunge umschlagen, um das Galoppieren des „Rößleins“ nachzumachen. Jeden Besuch führt sie zu „ihren Kindern“. An Weihnachten hilft sie den Baum zieren, verteilt die Gaben auf die Tische und überreicht sie vielfach selbsthändig. An Fastnacht nimmt sie am Mummenschanz der Kinder teil und an Ostern sucht sie die von den frommen Nonnen in Stetten gefärbten Ostereier mit. Tag für Tag besuchte sie von jetzt ab die Kranken der Residenz. Oft pflegte sie sogar selber und wuschte manche Schweißperle von der Stirne der Leidenden. Sie schickt den Arzt, Heilmittel und Stärkungen. Keinen Unterschied machte sie in der Konfession. Und bei alledem findet sie noch Zeit für das Hofleben. Jeden Sonntag wohnte sie dem Konzerte bei und den großen Aufführungen. Bedeutende Künstler: Berlioz, Kallivoda, Liszt sind Monate lang Gäste des Fürstenpaares. Das Lagerwerk Eugeniens war von frommem Geist getragen. Zu jeder Jahreszeit besuchte sie den Gottesdienst in der Stiftskirche. Um 11 Uhr war Kinderhausbesuch; 1 Uhr Mittagmahl, Spaziergang im Garten, Krankenbesuche, Ausfahrt in die



Gegend, Schachspiel, Lesen und schriftlicher Verkehr mit ihrer weitverzweigten und zerstreuten Verwandtschaft. Den Beschluß machte immer das Abendgebet auf dem Betschemel. In Hechingen konnte sie ihrem Wohltun freien Lauf lassen. Erhebend war für sie auch der tägliche Gottesdienst und die häufigen musikalischen Hochämter an Sonn- und besonders Feiertagen. Zur Verschönerung der Zeremonien durch kostbare Maßgewänder trug sie viel bei und nicht nur in der Stiftskirche, es ist kaum eine Landgemeinde, die sich nicht einer Schenkung dieser Art erfreute. Als große Verehrerin der Muttergottes bekleidete sie die Madonna auf dem Nebenaltar mit ihrem Brautkleide und ein kostbar Gewand, Geschenk ihrer Schwiegermutter, verwandelte sie in ein Pluviale. Für feierliche Totenämter stiftete sie ein Ornat für drei Herren. Welch ein tragisches Geschick, zum erstenmal wurde es bei ihrem eigenen Totenamte getragen. — — —

Mit etwas weltenschmerzlichem Gefühl und dem Gedanken: so vergeht die Herrlichkeit der Welt, trat ich aus dem Schloß wieder in den Hof und Park. Kein Wunder, denn ein wehevolltes Kapitel muß ich jetzt in dem kurzen Lebensbild entrollen.

Als das erlauchte Paar den Lindich verließ, trug Eugenie den Keim eines schweren Siechtums in sich. 1846 brach es aus, ein schweres Lungenleiden. Eine Kur machte sich nötig. Zuerst versuchten es die Ärzte mit Ammoniak. Aus einem Gemach des Küchengebäudes hinter der Villa ward der Dunst von fünf Rindern in ihr Zimmer geleitet. Den ganzen Winter verbringt sie hier. Täglich läßt sie sich von ihren Kranken und dem Kinderhaus berichten. Gaben verteilt sie durch den Stadtpfarrer und dreimal wöchentlich las er in einem Nebengemach die Messe. Eine Kur in Badenweiler sollte mit dem Frühjahr helfen. Es war ein trauervoller Abschied, den sie von den Kleinen im Kinderhaus nahm. Sie konnte sich nicht mehr halten und weinte bitterlich. Badenweiler brachte keine Linderung. Eine Kur in Baden-Baden folgte. Da klagte sie bei der Nachricht vom Tode eines Hechingers: „Ach, wie gut haben es die Leute, man läßt sie



Schloß Lindich bei Hechingen

wenigstens zu Hause bei den Joren sterben mich aber zieht man in der Welt herum — — wenn man mich doch nur daheim bei meinen lieben Hechingern sterben ließe“, gab sie ihrem würgenden Heimweh Ausdruck. Da eine Besserung doch nicht abzusehen war, ward die Heimreise beschlossen. Am 30. August begann die Reise und nur kleine Strecken konnten an einem Tage bewältigt werden. Als zweites Ziel war Schönmünzach geplant, allein die Kranke bat und bat, man möge doch noch bis Freudenstadt fahren. Dort sei sie der Heimat näher und könnte wenigstens Hechingen in der Ferne, im Nebel liegen sehen. Ein Moses-Schicksal ward ihr auf den Höhen des Schwarzwalds zuteil. Sie durfte in die Heimat schauen, hinein durfte sie nicht mehr. Im Hotel zur Post in Freudenstadt trat der Todesengel an sie heran. Mutig sah sie von ihrem Schmerzenslager dem Ende entgegen. Vom Arzte Dr. Schröter wünschte sie, er solle ihr mitteilen, wenn der Tod nahe. Anständig empfängt sie die Sterbesakramente. Der Fürst und sein Gefolge treten ans Sterbelager. Sie reicht jedem nochmal die Hand: „Leb wohl, mein lieber Konstantin! Leb wohl und sei glücklich!“ Stumm preßt er die Lippen auf ihre müde Hand, und es schüttert durch seinen Körper wie in einem angehauenen Baum. Dann wandte sie sich an das Gefolge: „Lebt alle wohl, grüßt mein teures Vaterland, grüßt meine lieben Hechinger. Ich danke allen für die mir erwiesene Liebe.“ — — —

Der junge Tag steigt herauf, trüb, naß und kalt, und es ist die 6. Morgenstunde. Da schließt Eugenie die Augen zum ewigen Schlummer. Ein seliger Friede gießt sich über ihre Züge und die Verklärtheit des Jenseits legt sich darüber, wie um den Beginn eines seligen neuen Lebens anzudeuten. Unermesslich große, nicht zu schildernde Trauer befiel das ganze Ländchen. Sie hatten immer gehofft und auf die Kunde, die Landesmutter könne vor Schmerz nicht mehr fahren, erbieten sich Jünglinge, sie sachte in die Heimat zu tragen. — — —

Der Fürst trennt sich kurz vor Hechingen von seinem Gefolge und schreitet ganz allein, gesenkten Hauptes auf den Lindich zu. Er vermochte nicht, Todesbote zu sein und beauftragte damit den Major Ribler, dem sein Amt gleichfalls sehr schwer wurde. Auf dem Betschemel, wo Eugenie so oft kniete, wirft sich der Fürst in seinem Schmerz nieder und widmet „der Mutter der Armen, der Trösterin im Unglück, der Bannertträgerin des Urglaubens unserer Väter“ einen Nachruf. Die Leiche langte später ein und ward im alten Schloß aufgebahrt. Unter ungeheuerem Klagen und Jammern wurde sie in der Fürstengruft im Chor der Stiftskirche beigesetzt. Eine fromme Sage erzählt, als die verewigte Fürstin durch Haigerloch gefahren wurde, da habe man von der Höhe der St. Annakapelle eine himmlische Musik, wie Glockengesumme vernommen. Der Chronist vermerkt, die amtliche Untersuchung



habe die Musik nicht erklären können. Es ist ein Vorgang, wie er auch beim Tode St. Elisabeths von Thüringen vorkam. Ob wohl der Umstand rückwirkte, weil man die Fürstin so oft mit der Heiligen von der Wartburg verglichen hat! Der Gedanke an die Heiligkeit der Fürstin Eugenie kommt auch in uns auf, wenn wir ihr Testament durchgehen und seine Schlussworte lesen: 273 000 fl. (etwa eine halbe Million Mark) vergabte sie zu frommen Stiftungen und guten Werken. (Heute bis auf eine kleine Aufwertungssumme durch Inflation vernichtet.) Nur die wichtigsten Posten wollen genannt sein. Für ein Krankenhaus und Bestreitung der Haushaltungskosten durch Schwestern 25 000 fl., Armenhaus 20 000 fl., für Stadtpfarrei und Kirchenfabrik 15 000 fl., Kinderbewahranstalten eine jährliche Rente von 2000 Gulden. Zur Verteilung von Brot und Fleisch an Arme jährliche Zinsen von 9200 fl. Mittel für arme Studierende der Theologie 20 000 fl. Ausstattung eines christlichen Brautpaares jährlich 300 fl. Für Schulen jährlich 450 fl. Zur sofortigen Verteilung an Arme 3000 fl. Dem geistlichen Rat Bulach für wohltätige Zwecke 12 500 fl. — — —

Auf dem Heimweg noch rief ich mir die Erinnerung an den Schluß ihres Testaments wach. „Was ich durch Vorstehendes getan und festgesetzt habe, ist nur ein schwacher Beweis meiner Liebe zu meinen Landeskindern. Den besten Beweis kann und werde ich erst dann geben, wenn ich im Himmel Gott selbst bitten werde, er möge allen seinen besten Segen verleihen. — Ein echt frommer Sinn und Lebenswandel allein kann glücklich machen. Möchten alle in Frieden und Eintracht leben, für ihren Fürsten stets treue Gesinnung hegen und meiner



Schloß Lindich, Südseite

nicht vergessen, sowie ich alle nie vergessen werde. Amen.“

Ihre Landeskinder haben sie nicht vergessen und weit über den Kreis des Fürstentums hinaus ging und geht ihr Ruf. Ein Fenster auf der Evangelienseite in der Stiftskirche zeigt ihr Bild. Wer es ansieht, hat die Empfindung der Darstellung einer Heiligen. In versunkener Andacht kniet sie vor dem Allerheiligsten. Vor dem Kinderhaus, der Stätte, wo sie am liebsten weilte, trägt eine Marmorbüste ihr Bildnis zur Schau als ewiges Mal der Erinnerung. Am Hotel zur Post in Freudenstadt ward vor einigen Jahren eine Gedenktafel errichtet; an sie mahnt die Villa Eugenia; der Fürstengarten ist ihre Schöpfung und kommt heute noch Hechingen zugute. Auf ewige Zeiten aber wird Hechingen ihres Todestages am 1. oder 2. September gedenken und sie nie vergessen. Vom Himmel aus wird sie, wie in ihrem Testament versprochen, der gute Schutzgeist Hechingens und ihres Landes sein.



## Im Alter

von Joseph Freiherr von Eichendorff

Wie wird nun alles so stille wieder!  
So war mir's oft in der Kinderzeit,  
Die Bäche gehen rauschend nieder  
Durch die dämmernde Einsamkeit.  
Raum noch hört man einen Hirten singen,  
Aus allen Dörfern, Schluchten weit  
Die Abendglocken herüberklingen.  
Versunken nun mit Lust und Leid  
Die Täler, die noch einmal blitzen,  
Nur hinter dem stillen Walde weit  
Noch Abendröte an den Bergespitzen  
Wie Morgenrot der Ewigkeit.